

## „Liebe weitergeben, Träume unterstützen“

**Was mit der praktischen Hilfe für rund 15 Witwen begann, hat sich in den letzten 30 Jahren zu einem grossen Sozialprojekt mit Waisenhäusern, Schulen und Medical Camps weiter entwickelt. Treibende Kraft ist Rosemarie Luzi-Keller, die mit ihrer Familie sieben Jahre in Nepal lebte. Die Basis der Projekte sind Träume und Initiativen von engagierten Nepali vor Ort.**

Wenn Rosemarie aus ihrem Leben erzählt, sieht man die Erinnerungen förmlich über ihr Gesicht huschen. Erneut scheint ihr die Sonne ins Antlitz an diesen Mörge n im abgelegenen Dorf Jiri, wieder weint sie die Freudentränen, als sie ihrer Adoptivtochter das erste Mal begegnet, abermals füllt sie die Chemietonne mit Wolle, Stricknadeln und Stoff, um mit den Witwen zu handwerken. 30 Jahre her ist der Beginn dieser Geschichten, aber er ist noch so präsent, als wäre es gestern gewesen. Das hat mit Rosemarie zu tun und damit, was ihr wichtig ist: die Menschen, die Beziehungen, die sie bis heute intensiv pflegt. „Wahrer Reichtum zeigt sich mir auf der menschlichen Ebene. In Nepal habe ich gelernt, dass ich mit sehr wenig auskommen kann – ich brauche keinen Komfort, nicht immer Strom, keine gefüllten Gestelle in den Läden. Aber was ich brauche, ist die Nähe zu den Menschen, die mir lieb sind.“ Liebe weitergeben in Form von Unterstützung für die Ärmsten – das ist Rosemaries Auftrag.

Der Auftrag: Witwen und Waisen

Ganz greifbar zeigte sich dieser Auftrag ihr schon bevor ihre Familie nach Nepal abreiste: „Ich hatte diesen sehr konkreten Traum, dass ich mit Witwen und Waisen arbeiten werde.“ Von diesem Traum – Rosemarie nennt ihn auch Vision – lässt sich Rosemarie leiten. Sie informiert sich über ihre Destination, Jiri, das Dorf im Norden Nepals, in dem ihr Mann für zwei Jahre als DEZA-Mitarbeiter die Berufsschule co-leiten wird. Sie spricht mit verschiedenen SchweizerInnen, die auch schon in Entwicklungsprojekten vor Ort waren. Durch diese Kontakte formt sich die Idee, mit lokalen Witwen handwerkliche Produkte herzustellen, um ihnen eine kleine Einkunft zu ermöglichen. Und hier kommt das Chemiefass ins Spiel: Rosemarie sammelt Wolle, Nadeln und allerlei Utensilien und nimmt diese mit nach Jiri, ins unbekannte Dorf. Dieser Auftrag ist auch eine Antwort auf ihre drängende Frage: „Und was mache ich als Ehefrau in diesem Land?“ Die Regeln der DEZA erlaubten es den Frauen nicht, selbst arbeitstätig zu sein. Soziales Engagement aber wurde willkommen geheissen. Es war Rosemarie wichtig, in der neuen Heimat eine eigene Identität aufzubauen, und nicht nur die Begleiterin ihres Mannes zu sein.

In Jiri angekommen, knüpft Rosemarie rasch Kontakte, vor allem mit lokalen Mitarbeitenden der Schule und mit Menschen, die in ihrem Haushalt helfen. Roma und Padma werden zu den „Wurzeln des Projekts“. Sie vermitteln Witwen und Alleinerziehende, mit denen Rosemarie Pullover und Socken strickt. Die Produkte finden in einem kleinen Laden Absatz, wo manchmal Touristen auf ihrem Weg zum Everest-Basecamp vorbeikommen. Und natürlich auch in der Schweiz: „Alle BesucherInnen aus der Heimat mussten Koffer voll Waren mitnehmen!“

Die Quelle: Vertrauen in Gott und die Menschen

Neben diesem Engagement unterrichtet Rosemarie selbst ihre Kinder, organisiert den Haushalt und das alltägliche, komfortarme Leben in Jiri – dem Dorf, in dem die Strasse endete. Man wäscht von Hand, das Brot wird selbst gebacken, Strom gibt es nur für die Schule bis 20 Uhr von einer kleinen, wasserbetriebenen Turbine. „Wir gingen mit den Hühnern zu Bett und standen mit ihnen wieder

auf.“ Wie schaffte Rosemarie das alles? Woher nahm sie die Energie, sich mit drei Kindern - vier, neun und zehn Jahre alt - an einem ganz unbekanntem Ort einzufinden, die Sprache zu lernen – und daneben noch ein Sozialprojekt aufzuziehen? „Ich habe ja nicht viel selbst gemacht“, so ihre lachende Antwort. Für den Haushalt hatte die Familie Angestellte. Rosemarie empfand ihr Leben in Jiri nicht als Stress, ganz im Gegenteil: „Das waren für mich die zwei schönsten Familienjahre. Wir hatten viel Zeit miteinander.“ Energie schöpfte sie auch – und schöpft sie bis heute – aus ihrer persönlichen Beziehung mit Gott. Von Gott hat sie den Auftrag bekommen. Sie macht ihr Mögliches, diesen zu erfüllen. Was über ihre Grenzen geht, muss er übernehmen. Das ist auch das Geheimnis von Rosemaries unerschöpflicher Ausdauer über die 30 Jahre hinweg. „Ich habe ja nicht viel selbst gemacht“, diese Aussage gilt für Rosemarie in Bezug auf all ihre Projekte. Ausser in Jiri wurden alle Initiativen an sie herangetragen, von Nepali, die ihrerseits Träume hatten. Rosemarie sieht ihre Aufgabe auch heute noch im Stärken der Menschen in Nepal. „Ich habe wenig selbst auf die Beine gestellt, sondern habe den Traum, den die Leute hatten, unterstützt.“ Und trotzdem: Ohne sie wären sie nicht entstanden, die beiden Waisenhäuser, die Schulen, der Bauernhof, die Medical Camps. Die Wichtigkeit ihrer Rolle zeigt sich darin, dass sie von den LeiterInnen und Kindern dieser Einrichtungen „Aama“ (Mutter) genannt wird. Aber alles der Reihe nach...

Der Ausbau: Unterstützung der Träume anderer

...Nach zwei Jahren endet die befristete Anstellung von Rosemaries Mann in Jiri. Für die ganze Familie ist klar: Wir wollen bleiben. Sie zieht nach Kathmandu, wo eine weitere Anstellung in der Entwicklungszusammenarbeit möglich wird und die Kinder die internationale Schule besuchen können. Mittlerweile sind sie zu sechst, denn in Jiri hat die Familie ein sechsjähriges Mädchen, dessen Mutter gestorben war, adoptiert. In Kathmandu bittet die Frau einen Schneider in der Nähe hartnäckig um einen Job in ihrem Haushalt. Schliesslich lenkt Rosemarie ein, obwohl die Frau ungelernt ist. Später erfährt Rosemarie, dass der Schneider und seine Frau Waisenkinder bei sich aufgenommen haben, womit sie ein wenig Geld von einem US-amerikanischen Hilfswerk dazuverdienen konnten. Die Wohnung platzt aus allen Nähten. Rosemarie ist anfangs noch zurückhaltend, hier zu unterstützen. Nach kurzer Zeit aber realisiert sie: Da ist er wieder, ihr Auftrag – die Waisenkinder. Also sammelt Rosemarie Geld, kauft Land und baut 1990 das Waisenhaus in Baregaun, ausserhalb von Kathmandu. Der Schneider und seine Frau werden die Heimeltern. Sechs Jahre später wird die Schule in Baregaun gegründet. Heute sind die Söhne der ersten Heimeltern am Ruder: Suresh und seine Frau Nirmala betreuen zusammen mit drei Witwen gut 50 Waisenkinder, Surya leitet die Schule mit 250 Kindern aus armen Familien.

Auch Chandra, die Tochter dieser ersten Heimeltern, tritt mit einem Traum an Rosemarie heran. Auch sie möchte mit ihrem Mann Tek, einem Pastor, ein Waisenhaus gründen – im südlich gelegenen Bhairahawa. Rosemaries erster Gedanke: „Ja super, noch ein Projekt, das schaffen wir nun aber nicht!“ Schliesslich befinden sie sich mitten im Bau der Baregaun-Schule und haben diese noch nicht mal finanziell ganz abgesichert. Es fehlen Fr. 50'000.-, kein kleiner Betrag. Gleichzeitig ist Rosemarie stark berührt vom schlimmen Schicksal vieler Waisenkinder im Süden Nepals, welche in die Prostitution nach Indien gezwungen werden. Rosemarie schliesst kurzerhand einen Pakt mit Gott: Wenn er uns das fehlende Geld schickt, dann bauen wir ein weiteres Waisenhaus. Einige Wochen später liegt in ihrem Briefkasten der Beleg für eine Banküberweisung von – Fr. 50'000.-. Und der Auftrag geht weiter. 1999 kann das Waisen- und Witwenhaus in Bhairahawa eingeweiht werden, zehn Jahre später die Schule für weitere rund 250 Kinder.

In der Zwischenzeit gehören zu den Sozialprojekten auch ein kleines medizinisches Ambulatorium mit Apotheke für die Ärmsten der Region, zweimal jährlich stattfindende Medical Camps und ein biologischer Landwirtschaftsbetrieb, dessen Ernte zur Versorgung der Waisenhäuser beiträgt. Rosemarie hat ihren Auftrag wahrhaftig erfüllt. Auch sie hat – wie die ersten Waisenhaus-Eltern – mittlerweile viel an die nächste Generation weiter gegeben. Ihre Kinder engagieren sich, zusammen mit ihren Partnern, enorm für die Nepal-Projekte. Rosemarie freut sich über den gut aufgestellten Vorstand. Sie weiss Finanzen, Kommunikation, Fundraising in engagierten und kompetenten Händen und kann sich jetzt ganz auf ihre wichtige Rolle als Mutter für alle, als persönliche Begleiterin und ermutigende Freundin konzentrieren. „Und das kann ich ja noch lange machen!“

Sarah Bolleter, November 2016